

Die Gleichheit.

Zeitschrift für die Interessen der Arbeiterinnen.

Herausgegeben von Emma Ihrer in Velten (Mark).

Die „Gleichheit“ erscheint alle 14 Tage einmal. Preis der Nummer 10 Pfennig, durch die Post (eingetragen unter Nr. 25644a) vierteljährlich ohne Bestellgeld 55 Pf.; unter Kreuzband 85 Pf. Inzeratenpreis die zweispaltige Pettzeile 20 Pf.

Stuttgart
Montag, den 8. Februar
1892.

Zuschriften an die Redaktion der „Gleichheit“ sind zu richten an Fr. Klara Zettin (Eckner), Stuttgart, Rotgebühl-Strasse 147, IV. Die Expedition befindet sich in Stuttgart, Fürtzbach-Strasse 12.

Die alte Geschichte vom Splitter und Balken.

Die konservative „Post“ hat sich bemüht gefunden, mit sittlichster Entrüstung, welcher die pharisäische Heuchelei und infame Verlogenheit aus allen Poren schwitzt, gegen die „irrationelle Lebensweise mancher Arbeiterkreise“ loszuziehen und bei der Gelegenheit die deutschen Arbeiterfrauen wegen „ihrer geringen häuslicher Ausbildung“ tüchtig abzukanzeln. Die meisten deutschen Arbeiterfrauen, so führt das Organ des „gemäßigten“ Junker- und Muderthums aus, seien in der Haushaltungskunde hinter den Arbeiterfrauen anderer Länder entschieden zurück: sie kochen schlecht, ihre Unordentlichkeit und Kenntnißlosigkeit muß für die unsaubere, liederliche Kleidung der Arbeiterfamilie verantwortlich gemacht werden, sie besitzen keinen Sinn für Ordnung, Häuslichkeit, Wirtschaftlichkeit, Sparsamkeit, kein Verständnis für die liebevolle Pflege des Mannes und die gute Erziehung der Kinder. Die biedere „Post“, welche nebenbei in einem elegischen Seufzer die Klage aushaucht, daß nicht allen Mädchen des werththätigen Volks die patriarchalischen Segnungen eines Gesindebienstes zu Theil werden, verlangt am Schluß ihrer Auslassungen, daß die wirtschaftliche Erziehung der Mädchen aus dem Arbeiterstande durch das Gesetz in die Hand genommen werden müsse. Mit naiver Offenherzigkeit plaudert sie aus, zu welchem Zweck sie dem Arbeiter eine „reine Wohnung und eine gut zubereitete Hausmannskost“ freundlichst gönnen will. Der Arbeiter soll sich in Folge einer besseren wirtschaftlichen Ausbildung der Frauen an „einer angenehmen Häuslichkeit“ erfreuen, damit er aus den strallen Destillationen an Zukunftsstaatsplänen berausche.“ Nachdem Pastor Iskraut gegen die Sozialdemokratie die Knüppelgarde ohne Erfolg organisiert, hat die „Post“ den heiteren Plan ausgeheckt, den Feinden der „gottgewollten und sittlich gerechtfertigten Ordnung“ mit einer Suppengarde auf den Leib zu rücken. Einen Orden für den genialen Artikelschreiber, der zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, in einem Athem der in tausend Aengsten zitternden Gesellschaft ein unfehlbares Rettungsmittel empfohlen und die beglückten Arbeiter mit handgreiflicher Deutlichkeit daran erinnert hat, wie ungesund sie wohnen, wie miserabel sie essen, wie erbärmlich sie sich kleiden, das Alles natürlich — aus eigener Schuld.

Gewiß, nicht nur „manche Arbeiterkreise“, vielmehr fast die gesamte Arbeiterklasse leidet heutzutage durch eine „irrationelle Lebensweise.“ Allein es gehört echt junkerlich bornirte Einsichtslosigkeit gepaart mit verstärkter Verlogenheit dazu, den Unverstand und die Nachlässigkeit der Proletarier für die diesbezüglichen Verhältnisse verantwortlich zu machen. Die große Masse der Arbeiterfamilien wird durch ihre Klassenlage zu einer der Vernunft, den Rücksichten auf die Gesundheit, den Komfort, die Schönheit Lohnsprechenden Lebensweise gezwungen. Der Verdienst des Mannes, oft auch derjenige der gesamten Familie, reicht gerade hin, einen dürftigen Lebensunterhalt zu sichern. Und wie oft vermag er auch das nicht mehr zu leisten! In den seltensten Fällen nur ist es hier möglich, im Handumdrehen, wie die „Post“ auf dem Papier, die Quadratur des Kreises zu lösen und auf Grund der schmalen Einnahme die „erreichbar größte Menge und die erreichbar beste

Qualität der Lebensmittel“ zu beschaffen. Der Arbeiter muß von der Hand in den Mund leben, er kann nicht warten, bis sich sein Lohn so hoch angesammelt hat, daß er wie der erste beste Kommerzienrath im Großen, mithin billig und gut einkaufen kann. Seine Frau, welche in Fabrik und Werkstatt schaffen muß, hat nach Feierabend nicht die Zeit, einen weiten Weg zu machen, um die besten und billigsten Bezugsquellen aufzusuchen. Dazu muß die Arbeiterfamilie nur zu oft mit der Einnahme der Lebensmittel auf Kredit rechnen, bei dem nächsten Kleinrämer einkaufen, der borgt, weil er in Gestalt höherer Preise, geringeren Gewichts, schlechter Qualität der Waaren wucherische Profite zieht. Dem Arbeiter, der Arbeiterfrau sind die betreffenden Nachteile für ihre Wirtschaftsführung sehr wohl bekannt, aber was thun, angesichts der Unmöglichkeit, ihre Arbeits-, ihre Erwerbsverhältnisse, die Grundlage ihrer Haushaltung zu ändern? Wenn es Jemand fertig bringen muß, mit fortwährender Berücksichtigung des Problems „billig und gut“ zu wirtschaften, so ist es die Arbeiterfrau, die sich Woche für Woche der Nothwendigkeit gegenüber befindet, mit einem geringen Wirtschaftsgeld viele hungrige Mägen zu füllen, und die ebenso gern wie irgend eine „Gnädige“ Mann und Kinder in freundlicher Wohnung und reiner Kleidung sehen möchte.

Wunderbar nur, daß die in zarter Fürsorge für die rationelle Lebensweise der Arbeiter schwärmende „Post“ eine sehr wichtige Seite des Kapitels schweigend überblättert. Wir meinen die nicht nur „irrationellen“, sondern geradezu mörderischen Verhältnisse, welche bezüglich der Länge der Arbeitszeit, der Intensivität, mit der die proletarische Arbeitskraft ausgenutzt wird, für die Existenz des Arbeiters vorliegen, seine Lebenskraft bedrohen, seine Tage kürzen.

Aber freilich wäre es in der Beziehung der „Post“ schwer gefallen, die Proletarierin mit „ihrer geringen häuslicher Ausbildung“ zum Sündenbock zu stempeln, sie mit den Missethaten der kapitalistischen Gesellschaft als Schuldige zu denunzieren, welche die mißlichen Lebensverhältnisse ihrer Klasse auf dem Gewissen hat.

Leichter war es schon, ihr mit der erforderlichen unverfrorenen Verdrehung der Thatsachen die Schuld für die Mißstände aufzubürden, die sich betreffs der Nahrung, Wohnung und Kleidung der Arbeiter in sinnfälligster Weise breit machen. Die meisten Proletarierinnen befinden sich heutzutage nicht in der Lage, am häuslichen Herde schalten und walten, den Hausgeschäften, der Pflege der Kinder den größten Theil ihrer Zeit widmen zu können. Die Nothwendigkeit, den sinkenden Lohn des Mannes zu ergänzen, hat ebenso sehr wie die Gier des Unternehmertums nach billigen Arbeitskräften darauf hingewirkt, daß die Proletarierin aus einer Hausfrau in eine industrielle Berufsarbeiterin verwandelt worden ist.

Die Frau, welche tagsüber 12, 14 und noch mehr Stunden schwer in ihrem Beruf außer dem Hause schaffen muß, ist nach Feierabend nicht mehr im Stande, nach David's Kochbuch sorgfältig zubereitete Mahlzeiten herzustellen, Küchenchemie zu treiben, die Wohnung mit zierlichen Erzeugnissen weiblicher Handarbeit zu schmücken, den Kindern bei den Schularbeiten behilflich zu sein, in jeder Minute erzieherisch auf sie einzuwirken, dem Manne eine anregende, verständnißvolle Gesellschaft zu bieten. Es ist noch aller Ehren werth, wenn sie es — meist mit Drangabe ihrer Nachtruhe — durchsetzt, irgend eine warme Mahlzeit zusammen

zu brauen, die Wohnung vom größten Schmutz zu säubern, Kinder und Mann in Bezug auf Wäsche und Kleidung nicht ganz ver-lumpen zu lassen.

Der Klassenlage der Proletarierin gegenüber bedeutet es einen Schlag ins Wasser, von Gesetzeswegen die häusliche Ausbildung der Mädchen des Proletariats zu dekretieren. Was nützen alle Kurse über Haushaltung und Wirtschaftsführung, wenn die Töchter der Arbeiter von frühesten Jugend an aus der Familie hinaus zum Erwerb müssen? Welchen Vortheil ziehen die Arbeiterfrauen aus ihrer besseren hauswirtschaftlichen Ausbildung, wenn sie vom frühen Morgen bis späten Abend zum Schaffen in Fabrik und Werkstatt gezwungen sind, wenn sie nicht zuerst danach fragen können, wie sie am besten und vorteilhaftesten wirtschaften, am behaglichsten leben möchten, wenn sie vielmehr beständig sorgen müssen, daß sie überhaupt fortwirtschaften, kümmerlich weiterexistieren können? Zuerst muß die Frage gelöst werden, woher das Stück Brot nehmen, erst später die andere, wie soll es verspeist werden. Was vermag die beste wirtschaftliche Ausbildung der Frau gegenüber der Thatsache, daß der Verdienst des Mannes tiefer und tiefer sinkt? Aus Nichts vermag auch die geschickteste Köchin nicht ein kräftiges, wohlschmeckendes Mahl zu bereiten.

Will man ernstlich für die rationelle Lebensweise der Arbeiter und Arbeiterinnen etwas thun, so Sorge man zuerst für menschenwürdige Löhne, so Sorge man für eine Verkürzung der Arbeitszeit für alle Proletarier ohne Ausnahme. Eine Verkürzung der Arbeitszeit wird der Frau erlauben, sich wieder mehr der Pflege der Kinder, der Führung der Hausgeschäfte zu widmen, sie wird es dem Manne möglich machen, täglich ein paar Stunden im Kreise der Seinigen zu verbringen, das Haus- und Familienleben der Arbeiter wird sich heben. Höhere Löhne werden die Proletarierfamilien in den Stand setzen, vorteilhafter und rationeller zu wirtschaften. Aber für beide Forderungen sind die Herren von der „Post“ ebenso wenig wie die Vertreter anderer bürgerlicher und junkerlicher Kreise zu haben. Der Profit vor Allem und dann — ein wenig Flunkerei und Heuchelei mit dem Interesse für Arbeiterwohl.

Weihnachten.

Erzählung von M. Kautsky.

(Fortsetzung.)

Gleichwohl blieb Fritz stehen und starrte so sehnsüchtig nach dieser Thür, als könnte er sie mit seinen Augen aus den Angeln heben. Ahnte er, daß das Mädchen noch dahinter stand und mit neugierigen Augen durch das Schlüsselloch guckte, fühlte er, daß diese Augen mit einem gewissen Wohlgefallen an seinen Zügen hafteten? Wer weiß, mit sechsundzwanzig Jahren hat man so merkwürdige Instinkte. Nach einer Weile nahm er den weichen Filzhut herunter, strich mit der Hand das dunkle, reiche Haar zurück und betrat dann die Wohnung seines Bruders. Er wurde von den Kindern mit einem Freudengeschrei empfangen, und noch ehe er seinen Oberrock abgelegt hatte, stellte Georg bereits an seinen Beinen allerlei Kletterübungen an. Plötzlich hielt er in seiner Gymnastik inne.

„Ich habe an der Seite hier etwas gespürt, Onkel,“ sagte er, in kindlicher Verwunderung zu ihm aufblickend. „Etwas Hartes habe ich gespürt, sind das Deine Knochen, Onkel Fritz?“

„Freilich, Du Schlingel,“ erwiderte dieser herzlich lachend und den Oberrock noch fester zuknöpfend, damit das Bögelchen, das er für ihn barg, dem kleinen Knipser nicht zu Gesicht komme.

Georg ging wie ein Spürhund rund um den Onkel herum, ihn aufmerksam von allen Seiten betrachtend. „Onkel, laß mich noch einmal greifen,“ bat er schmeichelnd.

„Ich möchte fühlen wie hart Deine Knochen sind.“

„Weg da mit den Händen; was der Junge für Gelüste hat.“

„Dann will ich reiten, Du sollst mein Pferd sein.“ Und ehe sich's Fritz versah, hatte der flinke Bursche seine kleinen Beinchen um das kräftige Bein seines Oheims geschlungen und versuchte in dieser Weise sich wie auf einer Kletterstange emporzuhieven.

„Nein, es ist doch zu arg,“ zürnte Auguste. „Sogleich wirst Du den Onkel in Ruhe lassen. Fritz, halte Dich nicht länger auf

Fühlt sich die „Post“ durchaus dazu berufen, als Prediger in der Wüste über rationelle Lebensweise und hauswirtschaftliche Ausbildung der Frauen vor tauben Ohren zu salbadern, so wende sie sich an andere Kreise, als an die der Arbeiter und Arbeiterinnen. Die nämlichen Mißstände, welche die Noth bei dem Proletariat, hat der Ueberfluß bei den oberen Zehntausend erzeugt. Das Zuviel an der Spitze, das Zuwenig an der Basis der gesellschaftlichen Stufenleiter zeitigt die gleichen Folgen. Die Kochkunst der „Gnädigsten“ und „Allergnädigsten“ von feudalen Raubritterthums oder von modernen Industrieritterthums Gnaden beschränkt sich meist darauf, mit feinem Jünglein zu kosten, was die „perfekte Köchin,“ der französische Koch bereitet. Ohne das harte Mühen der fleißigen Hände von Proletarierinnen würde der Glanz ihrer Prachtwohnungen bald unter Staub und Spinnengewebe verschwinden. Die „liebvolle Pflege“ des Mannes überlassen die Damen der besseren Stände dem Dienstpersonal und den Maitressen hohen und niederen Grades. Das, was sie als Mütter leisten, ist in der Regel nicht mehr, als daß sie Töchter in die Welt setzen, für deren Toiletten und Mitgift das werthtätige Volk in Gestalt von Liebesgaben an die nothleidenden Schnapsbrenner und Agrarier aufkommen muß, und daß sie Söhnen das Leben geben, deren Spielschulden, Pferdesport und sonstige „noble Passionen“ aus der gleichen Quelle gedeckt werden. Hübsch vor der Thür der Klasse lehren, deren Interessen man vertritt, verehrte „Post,“ dort giebt es Schmutz genug.

Arbeiterinnen-Bewegung.

— In **Neustadt** (Oberschlesien) fand am 10. Januar eine Volksversammlung für Männer und Frauen statt, die so gut besucht war, daß das gewählte Lokal die herbeigeströmte Menge nicht zu fassen vermochte. Herr Feldmann sprach unter großem Beifall über „Die Sozialdemokratie und ihre Ziele.“

— Frau Steinbach (Hamburg) hielt vom 12.—25. Januar in **Schleswig-Holstein** eine Reihe von sehr gut besuchten Agitationsversammlungen für Frauen und Männer ab, in denen sie über „Das sozialdemokratische Programm und die Frauenfrage“ referirte. In Kellinghusen, Neumünster, Rendsburg, Schleswig, Flens-

mit ihm. Karl wartet bereits auf Dich, es wird Zeit zum Anzünden, sonst wird uns der Kleine schläfrig.“ Fritz ließ sich dies nicht zweimal sagen. Ohne den verdächtigen Oberrock abzulegen, entwandte er sich den visittirenden Händen seines neugierigen Neffen und sich so dünn wie möglich machend, entschlüpfte er durch die kaum geöffnete Thür.

„Endlich, Du Säumiger!“ rief ihm sein Bruder entgegen, „Du kommst recht spät, da sieh her, ich bin beinahe fertig.“

Der Weihnachtsbaum in vollem Schmutz war jetzt auf ein Tischchen gestellt, das mit dem gewissen rothen Tuch überdeckt war und darauf waren sämmtliche Geschenke in sinnreich zierlicher Weise geordnet. Die Schachtel mit den Husaren und die Arche Noah bildeten den Hintergrund, die flimmernden Puppen waren mit großer Pretention vorne hingesezt und seitwärts lag das Geschenk für Auguste ausgebreitet: ein Halsstragen mit Manschetten, mit einigen himmelblauen Schleifen herausgeputzt.

„Ah, da kann ich wohl mein Präsent gleich daneben legen,“ sagte Fritz, und er suchte ein kleines vergoldetes Medaillon zu dem übrigen in das gehörige Arrangement zu bringen.

„Bruder, das ist für Auguste bestimmt?“ fragte der Gatte.

„Natürlich, für wen sonst?“

„Du kaufst Schmutz? Du bist ein Verschwender, Fritz, und wie er mich dadurch bei meiner Alten in den Schatten stellen wird, Du bist eigentlich ein schlechter Mensch.“

„Ja,“ scherzte Fritz, „es steckt eine feine Berechnung dahinter, ich will mir bei Deiner Gustel ein Bildchen einlegen, aber jetzt laß mich vor allem meinen Winterrock ausziehen, ich ersticke fast.“

Er zog das Bögelchen darunter hervor und legte den Rock ab. „Dieser Spitzbube von einem Georg hat es gleich weg gehabt, daß es mit meiner Zuknöpfung nicht ganz geheuer sei, ich sage Dir, der Bursche ist zu schlau.“

„Das ist er, und dennoch werde ich ihm heute ein K für ein U machen,“ sagte der Vater, indem er lachend auf den Knappen zeigte.

burg und Gaarden entwickelte die Rednerin in klarer, volkstümlicher, leicht verständlicher Weise die Forderungen der sozialdemokratischen Partei mit besonderer Berücksichtigung der auf die Stellung der Frau bezüglichen Punkte. Sämtlichen Versammlungen wohnten sehr viele Frauen bei; in Flensburg z. B. kamen auf zirka 1200 Anwesende 500 Frauen, in Gaarden bildeten dieselben zwei Drittel des 600 Köpfe starken Publikums, in Schleswig waren gleichfalls 200 Frauen erschienen, obgleich die betreffende Versammlung die erste am Ort war, zu der das weibliche Geschlecht herangezogen worden. Reicher Beifall begrüßte die Ausführungen der Referentin, welche, in Anschluß an die Erläuterung des sozialdemokratischen Programms, die für die Frauen bestehende Nothwendigkeit nachwies, sich an den gewerkschaftlichen Organisationen und — da diese allein die sozialistische Gesellschaft nicht zu verwirklichen vermöchten — an dem politischen Leben zu betheiligen. In Kelmünster und Flensburg wurden zu dem am 28. Februar stattfindenden Parteitag für Schleswig-Holstein neben mehreren Genossen auch je eine Frau als Delegirte gewählt.

In **Seilbronn** sprach am 17. Januar Frau Zetlin (Stuttgart) in einer sehr zahlreich besuchten Versammlung von Frauen und Männern über das Thema: „Die gewerkschaftliche Organisation und die Arbeiterinnen.“ Nachdem die Rednerin ausgeführt, wie die industrielle Entwicklung die wirtschaftliche Thätigkeit der Frau revolutionirt und die Arbeiterin in eine Lage versetzt habe, welche sie im eigenen Lebensinteresse zur Theilnahme an dem Klassenkampfe zwingt, legte sie Zweck und Bedeutung der Gewerkschaften dar. Dieselben seien dem Proletariat als Kampforganisationen und Erziehungsmittel unentbehrlich, dem Einzelnen als Versicherungsanstalten schätzenswerth; da sie jedoch die soziale Befreiung des Proletariats nicht durchsetzen könnten, so müßte ergänzend neben sie der Kampf auf politischem Gebiete treten, wie er durch die sozialdemokratische Arbeiterpartei geführt wird. Die Versammlung nahm nach Schluß des Vortrags einstimmig folgende Resolution an: „In Erwägung, daß die volle Theilnahme der Arbeiterinnen am Klassenkampfe eine unerläßliche Vorbedingung für die Befreiung des Proletariats ist; in Erwägung, daß die politische Rechtslosigkeit des weiblichen Geschlechts als Vorwand herhalten muß, der Arbeiterin die freie Ausübung des Koalitionsrechts zu beschränken, erklärt die Versammlung, daß es Nothwendigkeit und Pflicht der gewerkschaftlichen und politischen Arbeiterbewegung ist, für die Verleihung der politischen Rechte an das weibliche Geschlecht einzutreten.“

— In einer öffentlichen Versammlung der **Berliner** Schneider und Schneiderinnen referirte Frä. Wabnitz am 17. Januar unter großem Beifall über das Thema: „Das Problem der Armut.“ Herr Pfeiffer brachte in Anschluß an die trefflichen Darlegungen der Rednerin eine Menge Thatsachen, die Ausbeutung weiblicher Arbeitskräfte durch die Zwischenmeister betreffend, zur Kenntniß der Versammelten und forderte dieselben auf, sich dem bestehenden Verband der Schneider und Schneiderinnen anzuschließen, um durch die Macht der Organisation die Einrichtung von Betriebswerkstätten durchzusetzen, in denen eine scharfe Kontrolle geübt und dadurch der schlimmsten Ausbeutung der Arbeiterinnen etwas vorgebeugt werden könne.

Am 17. Januar fand im Osten von **Berlin** eine imposante Versammlung für Frauen und Männer statt, in welcher Frau Kolbe über „Die Ursachen der Trunksucht“ einen mit lebhaftem Beifall aufgenommenen Vortrag hielt, in dem sie nachwies, daß die Ursachen des Alkoholismus in der wachsenden Verelendung der Volksmassen, in der steigenden Ausbeutung des Proletariats durch die Kapitalisten zu suchen sei. Die Versammlung erklärte sich mit den Ausführungen der Referentin voll und ganz einverstanden und versprach, rege für die Sozialdemokratie zu agitiren.

Die Tabakarbeiter und Arbeiterinnen von **Berlin** beriethen am 17. Januar in öffentlicher Versammlung über die eventuelle Einführung der Kontrolmarke in die Tabakindustrie. Herr Stahl schilderte, welche Vortheile die amerikanischen Tabakarbeiter bezüglich Verkürzung der Arbeitszeit, Erhöhung der Löhne und besseren Arbeitsbedingungen überhaupt mittelst der Kontrolmarke erlangt hätten.

Die Anwesenden beauftragten die Kommission für öffentliche Angelegenheiten, Bestimmungen, die Einführung der Kontrolmarke betreffend, auszuarbeiten und einer folgenden Versammlung behufs Prüfung vorzulegen.

Der Reichstagsabgeordnete Bock sprach am 18. Januar zu **Berlin** in einer öffentlichen Versammlung der Arbeiter und Arbeiterinnen über: „Die Bedeutung der Gewerkschaftsbewegung.“ Der Redner legte anschaulich die Nothwendigkeit der gewerkschaftlichen Organisationen und ihr Verhältniß zur, ihren Werth für die politische Bewegung dar. Betreffs der Form der Gewerkschaftsorganisationen empfahl er in warmer Weise die der Zentralverbände, welche durch die wirtschaftliche Entwicklung, angesichts der wirtschaftlichen Uebermacht des Unternehmertums, zur Nothwendigkeit werde. An den Vortrag knüpfte sich eine ungemein lebhafte Diskussion, in deren Ver-

„Das ist der Schimmel, nicht wahr?“ fragte Fritz ebenfalls lachend. „Sehr gut, köstlich, ganz wie neu, aber halt, den spannen wir gleich vor den Wagen.“

„Ja, das thun wir, das wird ihm imponiren, aber ich meine fast, der Bursch wird allzureichlich beschenkt. Bringt ihm der auch noch was!“

„Wer hat denn sonst noch was gebracht?“ fragte Fritz verwundert, als könne er sich ein solches Vorkommniß nicht erklären.

„Die Rosa,“ versetzte Karl kurz.

„Die Rosa — so.“

„Diese hübschen Puppen brachte sie den Kindern, sie hat sie selbst bekleidet und aufgeputzt.“ Fritz langte darnach, er betrachtete sie mit Bewunderung und ließ dann den träumerischen Blick noch lange auf ihnen ruhen, aber er sagte kein Wort. „Sie sind allerliebste, was?“ fragte Karl nach einer Pause, während dem er noch einmal Alles mit zufriedenen Augen angesehen.

„O ja! — Sie hat Geschmack, das muß man ihr lassen.“

„Den hat sie,“ sprudelte Fritz heraus. „Sie ist selbst immer so nett, so reinlich — so.“

„So appetitlich, zum anbeißen,“ ergänzte Bruder Karl. — Fritz wandte sich ab. — „Ihr seid noch immer unverföhnt?“

„Und werden es auch bleiben, sie ist —“ er stockte wieder.

„Sie ist unausstehlich,“ rief er mit Heftigkeit.

„Meinetwegen,“ versetzte der Andere, scheinbar gleichgiltig.

„Aber ich bitte Dich,“ fuhr er dann mit einem recht malitösen Lächeln fort. „Warum trägst Du denn diese Püppchen im Zimmer herum und drückst sie dabei zärtlich an Dein Herz? Gefällt Dir das Spielzeug, Fräulein? Nun, ich wette, wenn Rosa das wüßte, sie machte Dir einige solche Dinger, trotz Eurer Feindschaft.“

„Ich bitte Dich, spote nicht,“ rief Fritz halb ärgerlich, halb lachend, indem er die Püppchen rasch an Ort und Stelle legte.

„Du kannst Dich lustig machen, freilich, Du hast es gut getroffen, Du hast eine lebenswürdige, sanfte Frau bekommen, eine wahre Taube, aber —“

„Was, aber? Du hast noch gar keine Frau, dächte ich, wie kannst Du Vergleiche anstellen? Oder hättest Du Deine Augen vielleicht auf ein kleines, zorniges, rachsüchtiges Ungethüm geworfen, Du, Fritz?“ Er drohte schelmisch lachend mit dem Finger. „Du, ich will nicht hoffen.“

„Ich werde gar nicht heirathen, punktum,“ stieß dieser mit einer Art verzweifelter Resignation heraus. „Ich werde das Glück der Familie niemals kennen lernen, ich werde als alter Junggeselle sterben.“

„Das ist aber tragisch.“

„Und wenn ich etwas hinterlasse, sollen es Deine Kinder erben.“

„Ich danke Dir, das ist sehr edel von Dir, Bruder, aber ich will Dir Gelegenheit geben, Dich noch bei lebendigem Leibe Deinen präsumtiven Erben nützlich zu machen, indem Du ihnen jetzt den Weihnachtsbaum anzündest.“

„Nein, das kannst Du thun,“ sagte Fritz wider Willen lachend.

„Ich gehe, ich habe genug an Deinen Späßchen, und ich will lieber Georg auf den feierlichen Moment vorbereiten.“

„Gut, und wenn ich dann läute, so stürzt Ihr Alle herein.“

„Wir stürzen herein; o, ich bin nur neugierig auf das Gesicht, das Dein Bube dazu machen wird.“

Als Fritz mit derselben Vorsicht, mit der er eingetreten, wieder das Zimmer verließ, stieß er auf den kleinen Georg, der zuwartend an die Thüre gelehnt war.

„Ich habe etwas gesehen, ich habe etwas gesehen!“ schrie der allgoleich und patzte in die Händchen.

„Was hast Du denn gesehen?“

„Ich habe ein Licht gesehen.“

„Du wirst ihrer gleich mehr sehen, Bursche. Mama,“ rief Fritz der Schwägerin zu, „komm her, jetzt heißt es aufpassen, saperlot, es wird gleich läuten, die Thür wird aufspringen und dann werden wir die Herrlichkeit sehen. Das Christkind ist ja schon drinnen.“

laufe sich ein Theil der Versammelten als entschiedene Gegner der Zentralisation erklärte.

Am 19. Januar fand in **Berlin** eine sehr zahlreich besuchte Versammlung der Handlungsgehilfen und Gehilfinnen statt, in welcher Reichstagsabgeordneter Singer über „Das Vorgehen des Berliner Magistrats in Bezug auf die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe“ sprach. Referent führte aus, daß es zu den dringlichsten Aufgaben der Arbeiterschutzesgesetzgebung gehöre, den Arbeitern aller Art, mithin auch dem im Handelsgewerbe beschäftigten Personal die Sonntagsruhe zu sichern. Die Gewerbeordnung beschränke die Sonntagsarbeit im Handelsgewerbe auf fünf Stunden, stelle es aber größeren Städten frei, durch ein besonderes Ortsstatut dieselbe noch mehr zu verkürzen. In der Folge habe er mit seinen sozialdemokratischen Kollegen in der Stadtverordnetenversammlung den Antrag eingebracht, durch ein solches Ortsstatut die Beschäftigung von Gehilfen, Lehrlingen und Arbeitern im Handelsgewerbe an Sonn- und Festtagen in Bank- und Engrosgeeschäften ganz zu untersagen, in Detailgeschäften und anderen Verkaufsstellen auf drei Stunden (von 7—10 Uhr Vormittags) zu beschränken. Der Antrag sei jedoch auf den zähen Widerstand der freisinnigen Mehrzahl der Stadtverordnetenversammlung gestoßen, und der Magistrat habe erklärt, daß eine weitere Beschränkung der Sonntagsarbeit im Handelsgewerbe nicht wünschenswert sei. Diese Haltung des Magistrats rüde die heuchlerische Arbeiterfreundlichkeit der Freisinnigen ins rechte Licht und müsse die Handlungsgehilfen und Gehilfinnen ins Lager der Sozialdemokratie führen. Die Versammlung protestirte in einer längeren Resolution gegen das Vorgehen des Berliner Magistrats und erklärte, mit den Ausführungen Singer's und dem Antrag der sozialdemokratischen Stadtverordneten einverstanden zu sein und im Uebrigen an der Forderung absoluter Sonntagsruhe festzuhalten.

In **Berlin** fand am 20. Januar eine öffentliche Versammlung der Schneider und Schneiderinnen statt, welche sich eines sehr zahlreichen Besuchs erfreute. Herr Taterow referirte unter großem Beifall über das Thema: „Die außerordentlich schlechten Erwerbsverhältnisse des letzten Jahres, und welche Maßnahmen gedenken wir für die Zukunft zu treffen?“ Redner schilderte eingehend, wie sich die Erwerbsverhältnisse der Schneider und Schneiderinnen im Laufe des letzten Jahres zu ganz miserablen verschlechtert hätten. Schuld daran sei in erster Linie die mit unseren gesammten wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen zusammenhängende Krisis, ferner

das Treiben der Zwischenmeister und Zwischenhändler. Eine Besserung der mißlichen Lage sei auf dem Wege der Organisation anzustreben, mit der die Agitation für Erweiterung der politischen Rechte des Volkes Hand in Hand gehen müsse. Die Versammlung erklärte es für Pflicht aller Arbeiter und Arbeiterinnen des Schneidergewerks, sich zu organisiren, dem bestehenden Verband sich anzuschließen und die örtliche Agitation zu unterstützen; sie beschloß ferner, einen lokalen Streikunterstützungs- und Agitationsfonds zu gründen.

Die Volksversammlung, in der Reichstagsabgeordneter Bebel am 21. Januar in **Berlin** über das Thema sprach: „Was lehren uns die letzten großen Streiks,“ war von 5000 Männern und Frauen besucht, Hunderten und Hunderten war es nicht möglich, Platz in dem Lokale zu finden. Der Redner zeichnete die aus der Natur der kapitalistischen Wirtschaftsverhältnisse hervorwachsenden Klassegegensätze und Klassenkämpfe, verbreitete sich über die Rolle, welche die gewerkschaftliche Organisation in denselben spielt und verweilte dann bei der Organisation der Buchdrucker und deren Kampf für den Neunstundentag, sowie Ursachen und Folgen von ihrer Niederlage. Der Streik habe nicht nur den Buchdruckern, sondern Hunderttausenden von Arbeitern die Augen über ihre Klassenlage geöffnet, er habe gezeigt, daß die Arbeiter zwar unbedingt fortzufahren haben, sich gewerkschaftlich zu organisiren, um bessere Lebensbedingungen zu erlangen, daß sie aber auch erkennen müssen, wie sie über diese Kämpfe hinaus weitere Ziele zu verfolgen haben: die Umgestaltung der Gesellschaft aus einer kapitalistischen in eine sozialistische. Zu diesem Zweck müßte sich die Arbeiterklasse politisch bethätigen, von ihren politischen Rechten den ausgiebigsten Gebrauch machen. — Rauschender Beifall folgte Bebel's Ausführungen, und die Versammlung nahm eine sich mit dem Sinn derselben deckende Resolution an. In der anschließenden Diskussion führten Frau Grohmann und Frä. Wabnitz in trefflicher Weise aus, wie nothwendig es sei, die Arbeiterinnen zu Kampfesgenossinnen heranzuziehen.

In **Bohman** (Württemberg) fand am 24. Januar eine öffentliche Volksversammlung statt, in der Frau Jettin über „Die Nothwendigkeit der Organisation der Arbeiter und Arbeiterinnen“ referirte. Die sowohl von Männern wie Frauen gut besuchte Versammlung erklärte sich mit den Ausführungen der Rednerin einverstanden, und verschiedene Genossen traten in wärmster Weise für Einbeziehung der Arbeiterinnen in die Organisationen ein.

Der Zentralverein der Fabrik- und Handarbeiterinnen Deutsch-

„Komm Mama,“ drängte Georg, „das Christkind ist schon drinnen.“ Auguste löschte die Lampe, was Fritz als ein Zeichen übergroßer Sparsamkeit bezeichnete, dann trat sie, ihren Hansl auf dem Arm, zu den Andern. Da harrten sie denn an der Thür, im Dunklen, aneinander gedrängt, in völliger Stille des Moments, und Alle überkam die gewisse erwartungsvoll feierliche Stimmung. Georg schlug das Herz bis an den Hals und selbst Augustes Herz pochte.

„Sitzt ist das Christkind schon drinnen?“ fragte Georg nach einer Weile mit leiser, unterdrückter Stimme.

„Ja wohl.“

„Wie ist es denn hineingekommen, Onkel Fritz?“

„Durch's Fenster.“

„Wie denn durch's Fenster?“

„Es ist auf der Himmelsleiter emporgeschwebt,“ erklärte die Mama in einer poetischen Anwandlung mit einem zarten Flüßern.

„Auf einer Leiter?“ wiederholte Georg, „wie die Lampenzünder, Mama?“ — In diesem Augenblicke läutete es drinnen. Laut, lustig, langandauernd ertönte das Geklingel. Das hört Maja sicher, dachte Auguste. Da ward die Thür aufgerissen, und ihnen entgegen strahlte der hell erleuchtete Weihnachtsbaum mit seiner mannigfaltigen Pracht.

Die Kinder wurden vorausgeschoben. Auguste folgte, selber aufgeregt und glücklich wie ein Kind. Hansl jubelte laut auf, er streckte die Händchen aus und rief wie besessen „Ah, ah, ah!“ Georg blieb ganz ruhig. Er schien starr vor Ueberraschung. Er hält beide Arme vor sich ausgestreckt und seine kleinen Finger spreizen sich wie in Verwunderung weit auseinander. Ein ganz leises, tief gezogenes Ah! entringt sich endlich seiner Brust. Seine Augen, diese großen, freudigen Kinderaugen, vermögen sich nicht abzuwenden von dem bunten, herrlich strahlenden Baume. Endlich fällt sein Blick auf die Seite, er bemerkt den Nappen. Da lacht

sein ganzes, liebes Gesichtchen, er zeigt mit dem Zeigefinger auf das metamorphosirte Pferd und ruft entzückt: „Mein Schimmel, schwarz angestrichen!“ Alles brach in ein schallendes Gelächter aus. Und draußen in der dunklen Küche steht die Kofel und guckt schen und vorsichtig durch die offene Thür; und wie sie das hört, muß sie ebenfalls lachen, herzlich, unbezwingbar aber doch so leise, damit es ja Niemand hören soll. Fritz jedoch hat seine Ohren, es muß ihm etwas aufgefallen sein und er nähert sich, wenn auch nur rücklings, der Thür. Er horcht hinaus.

Der Vater hatte seinen Großen in die Höhe gehoben und ihn wie im Freudenrausch geküßt.

„Das ist doch ein Teufelsjunge!“ rief er der Mutter zu. „Der läßt sich nicht betrügen, der nicht, er hat seinen Schimmel sogleich wieder erkannt.“

„Ich hätte es nicht gedacht,“ rief Auguste noch immer lachend und dabei voll mütterlicher Stolz auf ihren Erstgeborenen blickend. Dann nahm sie ihrerseits Hans auf den Arm und nun wurde den Kindern der Christbaum von einer gewissen Entfernung und nach allen Seiten gezeigt.

„Er sieht wirklich sehr hübsch aus, allerliebste, wunderherrlich!“ riefen abwechselnd die glücklichen Eltern.

„Der unsere ist der hübscheste, den ich je gesehen habe,“ meinte Auguste, und dann zu dem kleinen Hans gewendet: „Siehst Du die vielen, vielen Lichterle? Und die viele Bäckerei, Georg, was? da giebt's etwas für Dich zu beißen.“

„Ich möchte gleich beißen, Vater,“ bat Georg in seinem singenden Ton.

„Ein Stückchen kann er ja bekommen, nicht wahr, Mutter?“

„Und der Hans auch,“ bejahte diese, und sie nahm ein Biscuit vom Baum und steckte es dem Kleinen in den Mund. Georg sollte sich selbst etwas aussuchen. Er wählte bescheidenweise eine kleine verzuckerte Brezel, er biß sie von dem rothen Bändchen, woran sie aufgehängt war, herunter, verspeiste sie und

lands, Zahlstelle **Silbeck-Varmbeck**, hielt am 6. Januar eine Mitgliederversammlung ab, in der über „Die Hausindustrie und ihre Schäden“ referirt ward.

— In der Mitgliederversammlung vom 9. Januar erklärte sich der Verband der Bergolder, Goldbleibenarbeiter etc., Zahlstelle **Hamburg**, in Gemäßheit der Beschlüsse der in Köln stattgehabten Generalversammlung des Verbands für die Einbeziehung der Arbeiterinnen in die Organisation.

— Eine am 10. Januar in **Leipzig** tagende Versammlung der im Bergolberggewerk beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen sprach sich in dem gleichen Sinne aus.

— Der Verein der Fabrikarbeiterinnen von **Stettin** hielt am 10. Januar eine Mitgliederversammlung ab, in welcher Frau Kähler (Wandsbeck) als Delegirte für den Gewerkschaftskongress zu Halberstadt gewählt ward.

— Am 12. Januar hatte die Generalversammlung des Zentralvereins der Fabrik- und Handarbeiterinnen Deutschlands, Zahlstelle **Altona**, statt; Frau Brämer ward mit Vertretung der Organisation auf dem nächsten Gewerkschaftskongress betraut.

— Der Verein der Plätterinnen und verwandten Berufsge nossen zu **Berlin** hielt am 12. Jan. eine sehr gut besuchte Generalversammlung ab. Der Bericht des Vorstands konstatierte das Wachsen und Gedeihen des Vereins, dessen Mitgliederzahl sich 1891 um 281 vermehrt hat und gegenwärtig 782 beträgt. Der von der Organisation ins Leben gerufene Arbeitsnachweis hat sich im letzten Vereinsjahre trefflich bewährt.

— In **Köln** ward am 13. Jan. in einer von Frau Schneider einberufenen Versammlung ein Bildungsverein für Frauen und Mädchen gegründet. Nachdem die Einberuferin in einem beifällig aufgenommenen Vortrag über „Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Stellung der Frau“ Nothwendigkeit und Zweck des Vereins dargelegt, nahm die Versammlung die vorgelegten Statuten an und wählte einen Vorstand.

— In **Wandsbeck** hielt der Zentralverein der Fabrik- und Handarbeiterinnen Deutschlands am 14. Januar eine Mitgliederversammlung ab, in welcher Frau Kähler als Delegirte für den bevorstehenden Gewerkschaftskongress gewählt ward.

— Der Allgemeine Arbeiter- und Arbeiterinnenverein zu **Großenhain** (Sachsen) hielt am 16. Januar seine Generalversammlung ab. Aus dem Bericht des Vorstands erhellte die Thatsache, daß die Arbeiter und Arbeiterinnen des Orts immer mehr die Nothwendigkeit

begreifen, sich zusammenzuschließen, um die Befreiung ehrlicher Arbeit vom Trude des Kapitals zu erringen.

— In der Generalversammlung des Fachvereins der im Buchbindergerwerbe beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen von **Leipzig**, die am 16. Januar stattfand, ward der Beschluß gefaßt, daß den 49 weiblichen Mitgliedern der Organisation neben der „Buchbinderzeitung“ auch die „Gleichheit“ geliefert werden solle.

— Der Fachverein der im nämlichen Gewerbe thätigen Arbeiter und Arbeiterinnen von **Altenburg** faßte in seiner Generalversammlung vom 17. Januar den gleichen Beschluß.

— Der Verband deutscher Schneider und Schneiderinnen, Zahlstelle **Hamburg**, beschäftigte sich in seiner Mitgliederversammlung vom 18. Januar mit der „Stellungnahme zum Organisationsentwurf der Gewerkschaftskonferenz“ und erklärte sich für denselben in seiner jetzigen Fassung.

— In dem Allgemeinen Arbeiterinnen-Verein für **Berlin** und Umgegend sprach Herr Hildebrandt am 18. Januar über die „Abhängigkeit der Frau in geistiger und materieller Beziehung“ und wies die für die Arbeiterinnen vorliegende Nothwendigkeit nach, sich an den politischen und wirtschaftlichen Kämpfen unserer Zeit zu betheiligen.

— Der Verein zur Vertretung der gewerblichen Interessen der Frauen und Mädchen **Hamburgs** hielt am 20. Januar eine gut besuchte Mitgliederversammlung ab, in welcher Herr Mayer in anregender Weise über Thomas Morus referirte.

— Eine Mitgliederversammlung des Vereins der in der Kartonbranche beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen von **Berlin** hörte am 19. Januar einen interessanten Vortrag des Herrn Lürk über „Sibirien.“

— Der Arbeiterinnenverein für **Hannau** und Umgegend hielt am 20. Januar seine jährliche Generalversammlung ab. Nachdem der Kassenbericht geprüft und der Vorstand mit Frau Schmidt als Vorsitzende gewählt worden, wies Frau Marguth in überzeugender Weise nach, daß die Arbeiterinnen einer festen und geschlossenen Organisation bedürften, um der Macht des Kapitals einigermaßen entgegenzutreten zu können.

— In **Gaudenzdorf** konstituirte sich am 10. Januar der Verein der Textilarbeiter-Gewerkschaft Niederösterreichs. Die Nothwendigkeit, die Frauen für die Organisation zu gewinnen, ward besonders betont.

— Am 14. Januar fand in **Brünn** (Mähren) eine von 2000 Personen besuchte Volksversammlung statt, in der nach anderen Rednern

hing dann mit pedantischer Gewissenhaftigkeit das rothe Bändchen wieder auf den Zweig. Neues Gelächter, neues Entzücken.

„Was das für ein ordnungsliebender Mensch wird,“ rief der Vater. „Er ist ein Musterkind,“ fügte die Mama hinzu.

„Jetzt will ich mit meinem schwarzen Schimmel spielen,“ sagte Georg entschieden, den Armen seines Vaters sich entwindend.

„Das ist jetzt ein Rappe,“ erklärte dieser.

„Ein Rappe, warum denn?“

„Weil er jetzt schwarz geworden ist.“

„Warum ist er denn jetzt schwarz geworden?“

Man hielt es für gut, ihm die Antwort schuldig zu bleiben.

„Ei, die Mama hat auch etwas bekommen!“ winkte Karl, dem Tischchen näher tretend.

„O, ich habe es schon bemerkt,“ lachte Auguste. „Und das Christkind hat es gut getroffen, einen solchen Stragen hatte ich mir längst gewünscht, und die Bänder in meiner Lieblingsfarbe himmelblau, das ist zu hübsch.“

„Und das Hübscheste hast Du noch nicht einmal bemerkt,“ versetzte Karl, ein Bändchen, das über das Medaillon glattert war, hinwegnehmend und nun auf dieses selbst hindeutend.

„Ah!“ rief Auguste entzückt aus, dann trat sie aber erschreckt einen Schritt zurück. „Karl, das ist nicht recht,“ sagte sie vorwurfsvoll.

„O, das geht mich nichts an, dafür kannst Du einem Andern Vorwürfe machen, nicht mir, ich habe es noch nicht so weit gebracht, Dir so etwas Hübsches schenken zu können.“ Er senkte traurig, wie beschämt den Kopf. Gustel flog ihrem Mann an den Hals.

„Du sollst Dich nicht darüber grämen, mein Karl, Du weißt, wie ich darüber denke, Du weißt wie glücklich ich an Deiner Seite bin, und wenn der,“ sie deutete lächelnd auf Fritz, „nur auch erst für zwei so prächtige Jungen zu sorgen haben wird, dann wird ihm für dergleichen allerliebste Aufmerksamkeiten auch kein Geld

mehr übrig bleiben.“ Sie wendete sich in hurtiger Geschäftigkeit wieder gegen den Tisch und praktikirte mit der Geschicklichkeit eines Taschenspielers zwei Bäckchen auf denselben. „Uebrigens sehe ich, daß auch er mit einer bescheidenen Gabe bedacht worden ist.“

„Richtig, Fritz, da steht Dein Name groß aufgeschrieben.“

„Und hier der Deinige, wenn ich nicht irre.“

„Was, ich bekomme auch etwas? Na, hörst Du, Gustel, und meiner Seel,“ ich glaube sie hat's getroffen!“ Er hatte mehrere Papiere abgewickelt, bis er der Sache auf den Grund gekommen war. — „Eine Meerschamuspige!“ rief er jetzt triumphirend,

„mit einem Bernsteinmündstück. Weiß, das ist ja der höchste Luxus! Gustel, Gustel, ich habe Dich sehr im Verdacht, daß Du heimliche Schätze bestiebst, oder daß Du das große Loos gewonnen hast.“

„Keines von beiden, Alterchen, aber ich habe gespart.“

„Sie hat gespart! Da, Fritz, sieh Dir diesen Sparapostel an,“ lachte Karl, „sie hat gespart! da schreie mir noch einer gegen den alten Schulze-Delisch; aber jetzt kann ich mir auch die magern Suppen und die spärlichen Fleischrationen erklären, die sie mir seit einiger Zeit zugemessen hat. O Gustel! Aber zum Teufel sage mir nur, Fritz, was bleibst Du denn beständig bei der Thüre, als wenn Du davor Schildwache ständest?“

„Ich, an der Thür?“ fragte der Angeredete verwundert, als hätte er das gar nicht gewußt.

„Ich — ich habe von hier den schönsten Ueberblick auf den Christbaum.“

„Ach was, Christbaum, darum handelt es sich nicht, Du sollst hier Dein kleines Geschenk betrachten, komm nur näher!“

„Herzlichen Dank dafür!“ rief Fritz, und er nickte den Seinen freundlich, aber etwas verwirrt zu, während er unverändert seinen Platz behauptete, und seine Augen einen ihnen ungewöhnlichen, lauernden Ausdruck annahmen.

(Fortsetzung folgt.)

welche das Preßgesetz einer scharfen Kritik unterzogen, Frau Zinburg in warmen Worten die Arbeiterinnen aufforderte, an dem Befreiungskampfe des werththätigen Volks theilzunehmen.

Der Fachverein der im Buchbindergewerbe beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen zu **Zürich** konstatirte in seiner Generalversammlung vom 16. Januar, daß die Zahl der weiblichen Mitglieder langsam, aber stetig wächst.

In **Hull** (England) ward ein Zweigverein der Gewerkschaft der vereinigten Bürstenmacherinnen gegründet, dem sofort die Mehrzahl der am Ort befindlichen Arbeiterinnen des genannten Gewerbes beitrug.

In **La Crosse** (Staat Wisconsin, Nordamerika) ist eine kräftig und energisch geführte Bewegung im Gange, um die Arbeiterinnen des Orts in Sektionen des Verbands der „Ritter der Arbeit“ zu organisiren.

Die Arbeiterinnen und Arbeiterfrauen von **Butte** (Staat Montana, Nordamerika) haben sich im letzten Jahre nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten in einer Organisation zusammengeschlossen, die in erster Linie das Ziel verfolgt, die von den Chinesen gemachte Schmutzkonkurrenz zu bekämpfen, um in der Folge eine Verbesserung ihrer eigenen Arbeitsverhältnisse durchzusetzen.

Der in **Birmingham** im Dezember tagende Kongress der „American Federation of Labor“ von dem die „Gleichheit“ bereits berichtete, beschloß nach den Referaten von Fr. Valessé und Van Etten die Einsetzung einer Kommission, welche sich mit der Organisation der Arbeiterinnen beschäftigen soll.

Wer bis jetzt noch an der Nothwendigkeit gezweifelt hat, die Arbeiterinnen zu dem Kampfe ihrer Klasse auf gewerkschaftlichem und politischem Gebiete heranzuziehen, den muß das schneidige Vorgehen von Polizei und Behörden gegen die Bestrebungen der Proletarierinnen, sich zu organisiren und am politischen Leben Theil zu nehmen, eines Besseren belehren. Dem hierauf bezüglichen Kapitel sind wieder etliche Blätter hinzugefügt worden. Die Strafkammer zu **Frankfurt a. M.** hat die von der dortigen Polizei im Dezember verfügte Schließung des „Vereins zur Vertretung der Arbeiterinnen“ und des „Vereins zur Wahrung der Interessen der Arbeiterinnen in der Papierbranche“ bestätigt, weil — man höre und grüße! — dieselben durch Sozialdemokraten ins Leben gerufen worden seien und neben anderen Zwecken auch politische verfolgt hätten. Die Vorsitzende des letztgenannten Vereins, Fr. Hofmann, welche auch in dem ersteren thätig war, ward wegen Zulassung politischer Thematika in den Vereinsversammlungen zu 50 Mk., neun andere Vorstandsmitglieder zu je 15 Mk. Geldstrafe verurtheilt.

Die **Kieler** Behörden machen mit ihrer findigen Auffassung von dem politischen Charakter und der Gemeingefährlichkeit von Arbeiterbällen Schule. Der Regierungspräsident von Schleswig hat das für den 15. Februar festgesetzte Stiftungsfest des Allgemeinen Arbeitervereins für Flensburg und Umgegend mit einer Begründung verboten, die eine Wiederholung des salomonischen Urtheils der Kieler Behörden ist. (Nr. 2 der „Gleichheit.“) Wenn nun die $\dagger\dagger\dagger$ Sozialdemokraten nicht untergeklagt werden!

Mit jarter Fürsorge wacht auch die Polizei von **Elberfeld** darüber, daß die Frauen nicht mit dem „sozialdemokratischen Gift“ angesteckt werden. Der Vorstand des Elberfelder sozialdemokratischen Volksvereins wurde polizeilicherseits aufgefordert, binnen 8 Tagen ein Verzeichniß der Mitglieder mit deren ausgeschriebenen Vornamen einzureichen, da sonst die „Geschlechtseigenschaft“ der Personen nicht zu unterscheiden sei. Die Gesellschaft ist wieder einmal gerettet.

Der Verein „Freie Volksbühne“ in **Berlin** mußte seine Statuten ändern und die Vorträge über die zur Darstellung bestimmten Dramen einstellen, damit er nicht als „politischer Verein“ betrachtet werden konnte und als solcher die Frauen von seiner Mitgliedschaft ausschließen oder seiner Auflösung gewärtig sein mußte.

In **Bamberg** dagegen wurde die Polizei von den Gerichten abgeblüht. Dieselbe hatte vier Frauen zu je 10 Mk. Strafe verurtheilt, weil sie einer Volksversammlung beigewohnt hatten, die sich mit Politika beschäftigt haben sollte. Der Einberufer der Versammlung war zu 50 Mk. verurtheilt worden. Das Amtsgericht sprach sämtliche Verurtheilte frei, weil das bayerische Vereinsgesetz nur auf Vereine und nicht auf Volksversammlungen angewendet werden könne.

Auch dem Uebereifer des Bürgermeistersamts zu **Erlangen** ward seitens der königlichen Regierung von Mittelfranken ein Dämpfer aufgesetzt. Ersteres hatte im September v. J. die Filiale des Textilarbeiterverbands unter der Begründung geschlossen, derselbe beschäftige sich mit „öffentlichen Angelegenheiten.“ Die Regierung von Mittelfranken hob dagegen den diesbezüglichen Beschluß auf und erklärte, daß sich die Thätigkeit des Vereins innerhalb der Schranken gewerblicher Angelegenheiten und der gesetzlich eingeräumten Koalitionsfreiheit gehalten habe.

Wirthschaftliche Abhängigkeit und sittliche Widerstandskraft,

das sind zwei Dinge, die einander eigentlich ausschließen, die sich zum Glück aber doch noch oft genug in den Kreisen der Arbeiter und Arbeiterinnen nebeneinander finden.

Wir haben bereits früher auf das Treiben des Leipziger Kaufmanns Gattel hingewiesen, welcher von einer sich bei ihm um eine Stelle bewerbenden Verkäuferin verlangte, daß sie sich zuvor nackt vor ihm zeige. (Siehe Probenummer der „Gleichheit.“)

Die bürgerliche Presse hat zwar über diesen Fall berichtet, aber sie hat diesem Bericht kein Wort weiter hinzugefügt. Sie scheint also in der schamlosen Zumuthung keinen Anlaß zur Entrüstung gefunden zu haben. Nur die antisemitischen Blätter geißelten das an asiatische Zustände erinnernde Ansinnen des Leipziger Kaufmanns, aber auch nur deswegen, weil Gattel ein Jude ist, und der Fall somit eine willkommene Gelegenheit zu einer frisch-fröhlichen Judenhetze bot.

Jetzt hat die Affaire Gattel ein erbauliches Seitenstück in der ziemlich gleichartigen Handlungsweise eines christlichen Amtsvorstehers gefunden. Die antisemitischen Blätter haben sich bisher über den Fall ausgesprochen, und auch unter den übrigen bürgerlichen Blättern hat nur ein einziges darüber berichtet. Der würdige Herr Amtsvorsteher kam nach Berlin und miethete hier ein Dienstmädchen, welches ihm gefiel. Dem Mädchen gefiel jedoch der neue Herr nicht, obwohl oder vielmehr gerade weil er gar so liebenswürdig war. Der Amtsvorsteher führte das eben erst gemietete Mädchen in ein Bierlokal, schenkte ihm Geld und sprach die Hoffnung aus, daß sie Beide sich schon vertragen würden, zumal weil seine Frau oft verreise. Dem etwas unerfahrenen Mädchen kam die Höflichkeit und Liebenswürdigkeit des neuen Herrn denn doch verdächtig vor. Es vertraute sich einer Frau, bei welcher es einstweilen wohnte, und diese rieth dazu, den Dienst auf keinen Fall anzutreten, da der Amtsvorsteher offenbar schlechte Absichten hege. Das Mädchen schrieb nun dem Amtsvorsteher, daß es ihr leid thue, wegen Erkrankung ihrer Mutter den Dienst nicht antreten zu können. Der Amtsvorsteher, der auf das Mädchen nicht verzichten wollte, schrieb zurück, daß er es nöthigenfalls polizeilich holen lassen werde. (§ 51 der Gesinde-Ordnung giebt ihm dazu thatsächlich das Recht.) Das geängstigte Mädchen wandte sich nun an einen Rechtsbeistand; dieser erklärte dem würdigen Herrn Amtsvorsteher im Namen seiner Klientin, daß der Dienstantritt deshalb verweigert werde, weil die Herrschaft sich unsittlicher Anträge schuldig gemacht habe. (§§ 51 und 138 der Gesinde-Ordnung berechtigen in dem angeführten Falle, den Dienstantritt zu verweigern, bezw. den Dienst sofort zu verlassen.) Auf Grund dieses Briefes wurde das Mädchen wegen Beleidigung verklagt, jedoch außer Verfolgung gesetzt, nachdem festgestellt worden, daß es das betreffende Schreiben überhaupt nicht gelesen hatte. Die Klage richtete sich nun aber gegen den Rechtskonsulenten als Verfasser des Briefes. Er ward in erster Instanz zu 20 Mark Geldstrafe verurtheilt, aber in der Berufungsinstanz von der Strafkammer des Landgerichts I. Berlin freigesprochen. Das Mädchen beschwor, daß ihm nicht mißzuverstehende Anträge gemacht worden, die mit ihrer Ehre unvereinbar seien. Der Gerichtshof erblickte daher in dem Brief einen behufs Wahrnehmung berechtigter Interessen unternommenen Schritt, dessen Form unter den obwaltenden Umständen nicht einmal beleidigend sei. Der Amtsvorsteher war als Zeuge geladen und erschienen, der Gerichtshof hielt aber — zu seinem oder des Angeklagten Glück? — seine Vernehmung nicht für nöthig.

Das Dienstmädchen hat hier sittenstrenger gedacht als die Verkäuferin im Fall Gattel, und es dürften sich auch unter den übrigen in Dienst stehenden oder als Arbeiterinnen in irgend einem Beruf schaffenden Mädchen noch genug finden, die ebenso energisch auf die Wahrung ihrer Ehre bedacht sind. Wenn trotzdem eine gleich strenge Anschauungsweise nicht allgemein anzutreffen ist, wenn, wie leider zugegeben werden muß, die wirthschaftliche Abhängigkeit bei vielen Arbeiterinnen die sittliche Widerstandskraft untergräbt und vernichtet, — und nicht bloß bei sogenannten „Arbeiterinnen“, sondern auch bei den sich im Vergleich zu den „Arbeiterinnen“ sehr vornehm dünkenden Verkäuferinnen u. s. w. — so haben doch die bürgerlichen Kreise wahrlich die wenigste Berechtigung, sich darüber zu entrüsten. Sie sind es, welche das Proletariat und besonders das weibliche Proletariat in wirthschaftlicher Abhängigkeit erhalten, sie sind es auch, welche die sittliche Widerstandskraft des weiblichen Proletariats immer und immer wieder auf die Probe stellen. Sie können ja selber nicht der Macht des Geldes widerstehen, wie die Vorgänge des letzten Jahres, die Schienenslidereien, Stempelfälschungen, Steuerhinterziehungen, Depotunterfischungen und Titelschachereien beweisen: wie wollen sie da von ausgebeuteten Arbeiterinnen verlangen, daß diese unter allen Umständen ihre weibliche Ehre höher schätzen als eine kleine Zubuße zu ihrem kargen Einkommen?

Wem es mit der „sittlichen Hebung“ der Arbeiterinnen ernst ist, der wird nicht immerfort von dem „Leichtsinn“, der „Ru- und Vergnügungssucht“ der Arbeiterinnen als der Quelle alles sittlichen Übels sprechen, sondern zuerst darnach streben, diesen ein besseres Einkommen zu sichern, wie dies vor Allem durch die sozialdemokratische Forderung: Gleicher Lohn für gleiche Arbeit ohne Unterschied des Geschlechts, bezweckt wird. Jede Errungenschaft, die dazu dient, die Härte der wirtschaftlichen Abhängigkeit der Arbeiterinnen zu mildern, dient auch zugleich dazu, die sittliche Widerstandskraft derselben zu stärken.
Br.

Jessa Helfmann.

Jessa Helfmann gehört unter den russischen Revolutionären zu den wenigen Frauen, die ungleich ihren meisten Gesinnungs- und oft auch Schicksalsgenossinnen nicht aus den gebildeten und beständigen Klassen hervorgegangen, sondern die dem Volke entstammen. Nicht nur nach ihrer Lebensstellung, sondern fast noch mehr nach dem Charakter ihrer Thätigkeit innerhalb der revolutionären Partei ist sie eine Arbeiterin im vollen Sinne des Wortes, und zwar eine der opferfreudigsten und pflichttreuesten Arbeiterinnen, die je im Dienste der sozialistischen Idee gestanden. Sie hat nicht scharfen Geistes die theoretische Klärung und Entwicklung der sozialistischen Lehren in ihrem Vaterlande gefördert, sie entwarf nicht Pläne für die Verwirklichung ihrer Ideale, die in ihrer Kühnheit sogar dem Gegner Bewunderung abnöthigen, aber sie stand zu jeder Zeit und unter den schwierigsten Verhältnissen treu und unentwegt auf Posten, und welche Aufgabe auch immer ihr zuertheilt werden mochte, sie entledigte sich ihrer mit einer Begeisterung und einer Hingabe, die über alles Lob erhaben sind.

Jessa Helfmann war die Tochter jüdischer Kleinbürger, welche mit echt mittelalterlichem, fanatischem Glaubenshaß gegen die Christen und Alles, was ihnen mit diesen im Zusammenhang zu stehen schien, erfüllt, ganz besonders dem Wissen einen mit Verachtung gepaarten Abscheu entgegenbrachten. Daß solche Eltern ihr Kind vor jeder Berührung mit den „Goims“ und mit den zu Anfang der 70er Jahre in Rußland in der Luft liegenden Ideen von Freiheit durch Aufklärung zu bewahren trachteten, versteht sich von selbst. Trotzdem drang der Hauch der revolutionären Idee in die umhüllende rückständige Umgebung, in welcher Jessa heranwuchs, und ergriff sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Jessa hatte so gut wie keinen Unterricht erhalten, sie wollte lernen, sie wollte sich bilden, und da ihre diesbezüglichen Bestrebungen auf den harten Widerstand der Eltern stießen, so floh sie, die Flüche der Älteren als einziges Erbtheil forttragend, aus dem väterlichen Hause. Sie ging nach Kiew, wo sie als Näherin und Schneiderin in kümmerlicher Weise ihren Lebensunterhalt erwarb und in den Abendstunden, an Feiertagen jede Gelegenheit mit leidenschaftlichem Eifer auszunutzen, sich durch Umgang mit „Studentinnen“ die elementarsten Kenntnisse und vor Allem die neuen Ideen anzueignen, welche diese in das Volk zu tragen strebten. Noch ehe es ihrem einfachen Geiste gelungen, die sozialistischen Lehren in ihrer ganzen Tiefe zu erfassen und zu verarbeiten, zur Zeit, wo sie deren Güte und Wahrhaftigkeit mehr instinktiv ahnte, als verstandesmäßig begriff, sich ihnen aber gleichwohl schon mit Leib und Seele hingab, ward sie wegen Theilnahme an einer Verschwörung in den Prozeß der „Fünzig“ verwickelt. Ihr ganzes Verbrechen bestand darin, daß ihr Name als Deckadresse für die revolutionären Korrespondenzen mehrerer Propagandistinnen gedient hatte. Um diesen furchtbaren Frevel zu büßen, mußte sie zunächst zwei Jahre in Untersuchungshaft schmachten, dann ward sie zu zwei Jahren Gefängniß verurtheilt. Die unfreiwillige Muße ihrer Haftzeit verlebte sie zusammen mit etlichen Frauen, die in den gleichen Prozeß wie sie verwickelt und überzeugte und durchgebildete Vorkämpferinnen der revolutionären Idee waren. Sie wurden Jessa's Freundinnen und Lehrerinnen, weilten sie erst eigentlich in den Sozialismus ein und machten sie zu seiner glühenden Anhängerin, die mit Sehnsucht der Stunde harrete, der ihr heiligen Sache durch die That dienen zu können. Jessa mußte fast ein Jahr auf die Erfüllung dieses ihres Herzenswunsches warten, denn, nachdem sie ihre Strafe verbüßt, ward sie auf Befehl der Polizei in eines der nördlichen Gouvernements verbannt und dort unter strenger Aufsicht gestellt. Gegen Ende des

Jahres 1877 gelang es ihr, mit Ueberwindung vieler Schwierigkeiten zu entfliehen. Sie begab sich nach Petersburg und stellte sich sofort in Reih und Glied der revolutionären Streitkräfte, die damals bereits unter dem Drucke der Verhältnisse von der Propaganda zum Terrorismus übergegangen waren. Der Feuereifer, mit welchem sie sich an der revolutionären Bewegung betheiligte, war um so größer, je länger es ihr unmöglich gewesen, für ihre Ideen wirken zu können. Sie übernahm die unscheinbarsten, undankbarsten und dabei doch oft hoch gefährlichen Aufgaben und erfüllte sie mit ebenso viel Freude als peinlicher Gewissenhaftigkeit. Sie kannte kein Vergnügen, keine innere Genugthuung, als im Dienst ihrer Sache thätig zu sein; fröhlichen Muths trug sie alle Entbehrungen, mit nicht zu ermüdender Ausdauer und Zähigkeit unterzog sie sich allen Anstrengungen, voll Begeisterung setzte sie sich all' den Gefahren aus, die mit ihrer Zugehörigkeit zur terroristischen Partei verbunden waren. Bald besorgte sie den Haushalt einer in einer unterirdischen Druckerei arbeitenden revolutionären Gruppe, bald spielte sie die Rolle der Schildwache, der Gegenpolizei, andere Male trug sie gefährliche Botschaften von Kamerad zu Kamerad, dann wieder wanderte sie vierzehn Stunden und noch länger die Straßen Petersburgs auf und ab, um den Vertrieb der revolutionären Proklamationen und Agitationschriften zu bewerkstelligen. Jedes Atom von körperlicher und geistiger Kraft, das sie besaß, jede Minute Zeit, über welche sie verfügte, gehörte einzig und allein der Partei, in deren Leben und Thun ihr eigenes bescheidenes Ich vollständig aufging.

Im Anfang des Jahres 1881 ward ihr Gatte, Nikolai Stokowitsch, eines der bekanntesten Mitglieder der terroristischen Partei, verhaftet und zum Tode verurtheilt. Obgleich Jessa entsetzlich litt und ihr Schmerz um den geliebten Mann um so größer war, als sie ein keimendes Leben unter ihrem Herzen trug, ließ sie sich keinen Augenblick von Schwäche und lähmender Verzweiflung überwältigen. Mit seltener Seelengröße suchte sie in der energischsten Thätigkeit für die Partei Linderung ihrer Leiden. Sie übernahm das ungemein schwierige und gefahrenreiche Amt, die Herrin der Wohnung zu spielen, in welcher die Bomben hergestellt wurden, die am 13. März 1881 Alexander II. das Leben kosteten. Kaum eine Woche nach dem gelungenen Attentat, dessen Folgen Rußland, wie Jessa glaubte, in die Bahn einer freien und friedlichen Entwicklung einlenken sollten, ward sie, wie die übrigen an der Affäre betheiligten Personen, verhaftet.

Ruhig und gefaßt erschien sie vor ihren Richtern, über deren Urtheilsspruch — den Tod am Galgen — sie auch nicht eine Minute im Zweifel sein konnte. Es traf sie jedoch eine noch härtere Strafe, als sie vermuthet: Angesichts ihrer Schwangerschaft ward die Vollstreckung der Todesstrafe vier Monate hinausgeschoben. Die Regierung benutzte diese Frist, um Jessa moralisch und körperlich unerhörten Qualen zu unterwerfen, mittels derer man der opferfreudigen Frau Enthüllungen über die revolutionäre Partei zu entreißen hoffte. Jessa's Charakterstärke verleugnete sich auch in dieser furchtbaren Lage nicht einen Augenblick, ihre Lippen blieben stumm, mochten feige Henkersknechte die größten Qualen über sie verhängen. — Etliche Wochen vor ihrer Niederkunft hieß es, daß sie zu lebenslänglicher Kerkerhaft „begnadigt“ worden sei. Seit jener Zeit sind keine ganz sicheren Nachrichten über das Geschick der pflichttreuen Kämpferin für Volkswohl und Volksfreiheit in die Oeffentlichkeit gedrungen. Nach manchen Gerüchten soll sie trotz der offiziellen Begnadigung im Hofe des Gefängnisses gehängt worden sein, eine andere Lesart sagt, daß sie noch Jahre lang in einem scheußlichen Kerker geschmachtet habe, von dritter Seite her wird behauptet — und die Behauptung hat viel Wahrscheinlichkeit für sich — daß Jessa eines Tags den Folterqualen erlegen. Wie dem auch sei, Jessa Helfmann ist als Märtyrerin ihrer Ueberzeugung gefallen, sie zählt zu den Opfern, welche dem Despotismus des Zaren das mone mone tekel schreiben.

In der Einfachheit, Schlichtheit und Bescheidenheit ihres Wesens und Wirkens ist sie ein reiner und ungemein anziehender Typus jener Hunderte und Tausende von Helden und Heldinnen, deren Namen, sofern es ein Zufall nicht anders fügt, die Geschichte nicht in ihre Bücher verzeichnet, deren Thaten kein Dichter zu

besingen pflegt. Und doch ist die oft haushalten erscheinende Alltagsarbeit jener namenlosen Menge, ihre Mitarbeiterschaft, die nicht von dem blendenden Schimmer des Außergewöhnlichen verklärt wird, unentbehrliche Vorbedingung für die Existenz und Entwicklung jeder sozialen Bewegung.

Kleine Nachrichten.

Im Reich der Gottesfurcht und frommen Sitte. In Leipzig steht in nächster Zeit ein die **Sittlichkeitszustände** in den modernen Großstädten grell beleuchtender Prozeß bevor. Auf der Anklagebank werden eine Mutter, welche ihre eigene Tochter prostituierte, und 28 Frauen wegen Kuppelei erscheinen. Die kapitalistische Gesellschaft erkennt nur Dingen und Eigenschaften einen Werth zu, die auf den Markt gebracht und als Waare in Münze umgesetzt werden können. Sie schafft für Hunderttausende von Frauen und Mädchen Verhältnisse, welche es ihnen unmöglich machen, auf Grund des lohnenden Verkaufes ihrer Arbeitskraft zu leben. Und wenn diese, von der Noth getrieben, mit der einzig ihnen gebliebenen „Waare,“ ihrem Körper, schachern, so windet sie sich in Krämpfen tugendhaft-heuchlerischer Entrüstung und ruft nach Polizei und Staatsanwalt. Halbheit und Inkonsequenz, dein Name ist kapitalistische Gesellschaft.

Die heftige Regierung hat auf das Gesuch des deutschen Frauenvereins, die Errichtung von **Mädchengymnasien** und die Zulassung des weiblichen Geschlechts zu den Universitätsstudien betreffend, geantwortet, daß diese Frage doch wohl von einem Staate von den Verhältnissen des Großherzogthums für sich allein nicht werde gelöst werden können; jedenfalls sei die Regierung zur Zeit nicht in der Lage, sich für Genehmigung des gestellten Ersuchens auszusprechen.

Kapitalisten anerkennen die Nothwendigkeit des **Achtstundentags für Pferde** und nicht etwa für abgerackerte, schlecht genährte Proletarier und Proletarierinnen. Nach dem Organ der Mühlenbesitzer, „Der Deutsche Müller“, kann ein Pferd binnen 24 Stunden nicht mehr als acht thätigliche Arbeit leisten, die übrige Zeit muß für Fütterung und Ruhe bleiben. Wo sind die glücklichen Arbeiterinnen, Verkäuferinnen, Kellnerinnen, Dienstmädchen u., deren Leistungsvermögen gegenüber seitens der Arbeitgeber und Herrschaften die gleiche einsichtsvolle Rücksichtnahme gezeigt wird wie auf dasjenige der Pferde? Aber Pferde kosten nicht nur ihren Unterhalt, sie kosten bei ihrer Erwerbung auch Geld; für menschliche Arbeitskräfte dagegen brauchen die Besitzenden keinen Kaufpreis, sondern nur, so lange dieselben ausgenutzt werden, einen Lohn zu zahlen, der zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben beträgt. Daher die zarte Rücksicht auf das Leistungsvermögen der Pferde und die erbarmungsloseste, brutalste, bis zur wahnwitzigen Vergeudung menschlicher Leben gesteigerte Ausnutzung der Kräfte von Proletariern und Proletarierinnen.

In **Zürich** ward Frau Dr. jur. E. Kempin das Recht auf Ausübung der Anwaltspraxis nicht gewährt, da daselbe nur Vollbürgern, d. h. den stimm- und wahlberechtigten Männern zu Theil werden könne. Die von Frau Kempin insolge dessen verlangte Abänderung der betreffenden Gesetzesbestimmungen ward vom Kantonsrath mit 83 gegen 65 Stimmen abgelehnt. Der Beschluß steht im Widerspruch zu dem Frau Kempin zu Theil gewordenen Recht, an der Universität Zürich juristische Vorlesungen zu halten. Der alte Bopf und Logik vertragen sich nicht miteinander.

Daß die weißen Sklaven, alias Dienstboten, nachdem sie sich Tags über abgerackert, ihre Nächte oft in elenden Löchern verbringen müssen, welche manche Herrschaft ihrem Hunde nicht anweisen würde, gesteht in verschämter Weise das „Blatt für das Armenwesen“ ein, indem es u. A. schreibt: „Daß man den **Schlafräumen der Dienstboten** in Stadt und Land viel zu wenig Beachtung schenkt, ist leider nur zu wahr; man meint eben häufig, wo und wie die Dienstboten wohnen, das sei ganz gleichgültig, sie brächten ja nur die Nacht in ihren Kammern zu, deshalb komme es nicht darauf an, ob die Kammer hell und freundlich, lustig und wohllich sei oder nicht. Das ist aber ganz unrichtig; einmal sind die Dienstboten auch am Tage, namentlich Sonntags, je und je auf ihre Kammern angewiesen, und für's Andere hat auch der Dienstbote ein Recht auf einen Raum im Hause, den er sein eigen nennen, den er sich nach seinem Geschmac behaglich einrichten darf, und endlich fordert es die Rücksicht auf die Gesundheit des Dienstboten, daß ihm das nöthige Maß von Luft und Licht verstattet werde. Aber in ländlichen wie in städtischen Verhältnissen wird hierin viel gesündigt; was sind es oft für elende Winkel, in denen solch eine Kammer angebracht ist! Eine sanitätspolizeiliche Untersuchung der Schlafräumen der Dienstboten würde schreiende Mißstände zu Tage fördern.“

In **Paris** ward in letzter Zeit Frau Karoline Bertillon-Schulze, Doktorin der Medizin, zum Arzt für die Internen des Mädchengymnasiums Racine ernannt. Frau Bertillon ist die erste Frau, welche in Frankreich mit einem derartigen Amt betraut ward.

Welch hohen idealen, geistigen Interessen der Sinn unserer „fein gebildeten“ Damen der Bourgeoisie zugewendet ist, darüber belehren uns folgende Mittheilungen über die neuesten ausgeklügelten **Moden für Hunde** in Paris. Die Hunde — natürlich nur solche, die den „besseren Ständen“ und der „feinen Welt“ angehören — tragen: Des Morgens Planellhemd, weiß oder blau; kein Halsband. Für den Spaziergang einen Ueberzieher aus englischer Cheviotte, gestreift oder mit weißen Pünktchen; darüber einen langen Mantel, der die Brust bequem bedeckt; der Koppelriemen aus Altsilber. Die Wagentoilette für das Bois de Boulogne ist aus Tuch oder Plüsch, blau, mausgrau oder gemischt; der Sammttragen mit Schaumünzen verziert, oder auch ein Pelztragen. Der Salonanzug besteht aus einem Deckchen von Kaschmir oder Sammt, mit Perlen besetzt und unter dem Krägchen eine Krone oder ein Wappen. — Faullenzende Damen zermartern sich das Hirn, um den geliebten, verhätschelten Schooßhund vier Mal täglich in andere kostspielige Toilette hüllen zu können; proletarische Mütter fragen mit banger Sorge, woher Lumpen nehmen, um die Blöße ihrer Kleinen zu decken. Hunde gehen in Sammt und Seide einher, werden sorgfältig vor Wind, Regen und Kälte behütet; Millionen Angehöriger des werththätigen Volks besitzen nicht die nöthige Kleidung, um sich gegen die Unbilden der Witterung zu schützen. Wir aber leben in der besten und vernünftigsten aller Welten, und wer daran zu zweifeln wagt — zahlt einen Thaler.

Im **Viptauer Komitat** in Ungarn verdienen nach dem „Pester Lloyd“ einer gewiß jedem Kapitalisten als unverdächtig erscheinenden Quelle, geschickte Spinnerinnen pro Tag 3—5 und höchstens 8 Kreuzer (16 Pfennig). Hängt Euch vor Verdruß, Ihr Herren Kapitalisten jeder Art, Ihr Fabrikanten, Handelsherren, Bazar- und Hotelbesitzer, die Ihr es in der Ausbeutung weiblicher Arbeitskraft noch nicht bis zu dieser idealen Höhe der Profitpresserei gebracht habt und Euren Arbeiterinnen und Bediensteten wohl gar noch Prasserlöhne — von 17, 18 und 20 Pfennig pro Tag bezahlt.

Der erste weibliche Steuermann, welcher von der nord-amerikanischen Regierung die Erlaubniß zum Befahren eines Flusses erhielt, ist die Gattin des Kapitäns Richard Hulett. Nachdem dieselbe mit ihrem Gemahl jahrelang als zweiter Steuermann auf dem Mississippi hinauf- und hinabgefegelt, legte sie ihr Steuermannsexamen ab, das sie in glänzender Weise bestand. An drei Kapitänsfrauen sind bereits früher Steuermanns-Lizenzen ausgestellt worden, doch hatten diese Piloten nicht das Recht zur Befahrung eines Stromes.

Ein weibliches Geschworenengericht. Im Staate Wyoming (Vereinigte Staaten) besitzen die Frauen das Stimmrecht und können in Folge dessen auch als Geschworene gewählt werden. In dem Städtchen Douglas waren vor Kurzem zwei Dienstmädchen mit ihrer Herrin, einer Hotelbesitzerin, in Streit gerathen, worauf letztere auf deren weitere Dienstleistung verzichtete, sich aber weigerte, den Lohn auszubezahlen. Die Sache kam vor den Richter, wo die Hotelbesitzerin die Einsetzung einer Jury beantragte, welchem Verlangen der Richter nachkam und eine nur aus Männern bestehende Jury zusammenberief. Hiergegen protestirten die Dienstmädchen und verlangten die Einsetzung einer weiblichen Jury, da der Streitfall sich nur unter Frauen zugetragen habe. Der Richter willfahrte dem letzteren Antrage, eine weibliche Jury wurde zusammenberufen und diese verurtheilte die Hotelbesitzerin, den Dienstmädchen den ihnen zukommenden Lohn auszubezahlen. Der Spruch der Jury wurde von den zahlreich anwesenden Frauen mit großem Beifall aufgenommen.

Allgemeiner Frauen- u. Mädchenverein für Mainz u. Umgebung.

Mittwoch, den 17. Februar 1892,

Abends 8 Uhr

Mitglieder-Versammlung

im Lokale zur „Drothspiß“, kleine Köthergasse mit darauffolgender Arbeitsstunde.

Aufnahme neuer Mitglieder vor der Versammlung.

Der Vorstand.

Wiesfeld.

Freie Vereinigung der Frauen und Mädchen.

Nächste Versammlung am 15. Februar, von da ab regelmäßig alle 14 Tage. Der Vorstand.